

# Laibacher Zeitung.



Nr. 17.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzj. fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus halbj. 50 fr. Mit der Post ganzj. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Samstag, 21. Jänner

Insertionsgebühr bis 10 Zeilen: 1mal 60 fr., 2mal 80 fr., 3mal 1 fl.; sonst pr. Zeile 1m. 6 fr., 2m. 8 fr., 3m. 10 fr. u. f. w. Insertionsstempel jedesm. 30 fr.

1871.

## Amtlicher Theil.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat den Supplenten am k. k. Obergymnasium in Znaim Dr. Moriz Grolig zum wirklichen Lehrer an der k. k. Oberrealschule in Brünn ernannt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat die Supplenten Dr. Wenzel Kagerowski und Franz Kausch zu wirklichen Lehrern am ersten Staatsgymnasium in Teschen ernannt.

## Nichtamtlicher Theil. Politische Uebersicht.

Laibach, 20. Jänner.

In der Delegation des Reichsrathes dauert die Debatte über das Budget des Auswärtigen Amtes und die von diesem eingeschlagene Politik fort. So weit aus den bereits vorliegenden Telegrammen und Berichten der bisherige Verlauf der sehr animirten Verhandlungen sich beurtheilen läßt, findet die vom Ministerium des Auswärtigen jetzt eingehaltene Richtung bei der Majorität der Delegation Billigung und Anerkennung; es haben sich namentlich die hervorragenden Mitglieder der Verfassungspartei günstig für die Annäherung an Deutschland ausgesprochen.

Der „Ezass“ bringt eine Verwahrung gegen die ihm leichtfertig unterschobene Ansicht, als würde er die Annäherung Oesterreichs an Deutschland bekämpfen. Oesterreich habe nur die Alternative, sich entweder Rußland oder Deutschland anzuschließen. Alle Interessenten Oesterreichs sprechen für das Letztere, um in der orientalischen Frage energisch auftreten zu können. Das Blatt erklärt, dem Grafen Beust aus der von ihm bewerkstelligten Annäherung an Deutschland nie einen Vorwurf gemacht zu haben. — Der in der czechischen, von Tonner geschriebenen Broschüre enthaltene Vorschlag, die Polen mögen sich mit Rußland gegen Deutschland verständigen, wird von den Polen mit Entrüstung zurückgewiesen.

Die Wirkungen des Bombardements von Paris sind noch immer über alle Erwartung großartig. Der Feind demontirte erst ein einziges preussisches Geschütz; keine Batterie schwieg auch nur vorübergehend. Die Intensität des deutschen Geschützfeuers ist mindestens doppelt so groß als die des französischen. Der König und der Kronprinz verfolgen, persönlich inspicirend, aufmerksam den Verlauf des Bombardements. Die nächtlichen Ausfälle Trochu's sind total mißglückt. Die Angriffslinie gegen die Südforts ist bis auf 1600 Schritt vorgerückt. Von dort werden täglich 300 Bomben auf Paris geworfen.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bestätigt, daß wegen des völkerrechtswidrigen Verfahrens der Franzosen gegen deutsche Handelschiffe beschlossen wurde, den bei Beginn des Krieges ausgesprochenen Verzicht auf die Ausbringung oder Wegnahme französischer Handelschiffe zurückzunehmen. Da indessen neutrales Gut, im Vertrauen auf obigen Verzicht, in den französischen Schiffen verladen sein kann, so wird die Maßregel erst in vier Wochen, vom 12. Jänner ab, in Vollzug gesetzt werden. Die erforderlichen Verfügungen zur Ausführung des gefaßten Beschlusses sind dem Vernehmen nach bereits ergangen.

„Daily News“ sagt: Europa habe ein Interesse, den Krieg beendigt zu sehen, und Deutschland mehr als jede andere Nation. In einem solchen Kriege sei der Vortheil auf Seite der von der Invasion heimgesuchten Nation. Paris könne fallen, ebenso eine Armee nach der andern geschlagen werden, und dennoch werde die Republik nicht nachgeben.

Die „Norddeutsche Allg. Ztg.“ veröffentlicht die telegraphische Correspondenz zwischen dem Grafen Bismarck und dem Gesandten des Nordbundes bezüglich der Eventualität der Abreise des Papstes von Rom. Auf die Anfrage des Papstes vom 8. October durch den Gesandten des Nordbundes, von Arnim, in Versailles, ob er auf die Unterstützung des Königs rechnen könne, daß man ihn mit allen Ehren abreisen lasse, antwortete Graf Bismarck dem 8. October bejahend und verwendete sich gleichzeitig in Florenz hiefür, indem er hervorhob, der König sei den Katholiken des Nordbundes zur Be-

theiligung an der Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Papstes verpflichtet. Die italienische Regierung antwortete, daß über ihre Intentionen, die Würde und Unabhängigkeit des Papstes zu wahren, kein Zweifel bestehen könnte.

In einem Artikel „das Papstthum und Italien“ überschrieben, versucht die „Opinione“ der Welt neuerdings den Beweis vorzuführen, daß der Papst in allen seinen die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten betreffenden Handlungen vollkommen frei und unabhängig und alles Berede über seine Unfreiheit, quasi Gefangenschaft im Vatican ein eitles und müßiges sei. Wer dies nicht glauben wolle, brauche einfach nach Rom zu kommen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Papst ein ganz unabhängiger Souverän sei. Alle Bemühungen, um die Welt in Aufregung gegen eine vollzogene Thatsache zu setzen, seien vergeblich. Die weltliche Macht des Papstthums sei gefallen; es war eine große Institution, es gereiche ihr aber zu noch größerem Ruhme, daß sie in ihrem Sturz Niemanden ruiniert habe. Der Papst bleibe in Rom und er werde dort geachteter und verehrter als früher sein. Die Kirche habe von Italien keine Verfolgung zu befürchten, denn jeder Italiener hänge seit Kindheit ihr an. Wenn der Papst sich in den Vatican einschließen und in den Kirchen die geistlichen Functionen verbieten wolle, so könne ihn Niemand daran hindern, eben darum, weil in dieser Frage die vollste Freiheit des Handelns gelassen wurde, dies werde aber an dem Gange der Dinge nichts ändern. Was geschehen, lasse sich nicht mehr rückgängig machen. Rom gehört den Italienern und die Dogmen dem Papste, mehr könne man nicht verlangen.

## Die Rede des Grafen Beust.

In der Delegationsitzung vom 17. wurde in unserem gestrigen Berichte nach dem telegraphischen Auszuge skizziert. Wir geben sie daher im Folgenden, wie es ihre Bedeutung verdient, ausführlicher wieder:

„Die vorausgegangene Debatte hat mir reichhaltigen Stoff der Entgegnung hinterlassen. Neben Worten des Vertrauens, die ich dankbar verzeichne, hat es an lebhaften Angriffen nicht gefehlt.

Ich bin nicht gewohnt, mich parlamentarischen Angriffen zu entziehen; ich betrachte es im Gegentheil als eine erwünschte Aufgabe, ihnen Rede zu stehen.

Wenn ich nun zu den einzelnen gehörten Reden mich wende, so muß ich wohl mehr dem chronologischen Gang folgen und mich zunächst gegen den zuerst gehörten Redner auf der rechten Seite dieses Hauses (Greuter) wenden.

Der geehrte Herr Delegirte hat seine Meinung mit großer Offenheit ausgesprochen und mit einem Worte begonnen, welches wohl historisch ist, aber so viel ich weiß, eben von einem schwedischen Kanzler gesprochen wurde — er schien es mir auf einen anderen Ursprung zurückzuführen, — mit dem bekannten Worte: „Mein Sohn, Du weißt nicht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird!“ Das ist allerdings ein sehr einschneidendes Wort; aber in dem Jahrhundert, wo Degensterna gelebt, wurde viel regiert und wenig gesprochen; lebte er heute noch, würde er sich vielleicht anders ausgedrückt haben. (Heiterkeit.)

Nun hat der geehrte Herr Abgeordnete eine Anzahl von Ausstellungen zu vernehmen gegeben, ohne jedoch für irgend eine derselben nur ein Beispiel anzuführen, denn zwei Stellen im Rothbuche, auf die er zurückgekommen ist, haben mit dem, was er sagte, nach meiner Ansicht auch nicht den geringsten Zusammenhang.

Ich gehe nun über auf das, was Se. Excellenz Dr. Herbst gesprochen hat. Ich finde da zuerst seine ausführlichen Auslassungen über das Rothbuch im allgemeinen. Das Rothbuch ist keine österreichische Erfindung, das wissen ja die geehrten Herren Delegirten. Es besteht eine ähnliche Einrichtung seit vielen Jahren in England und hat dann eine schwache, sehr unvollständige Nachahmung in Frankreich und Italien gefunden. Das österreichische Rothbuch hat sich, glaube ich, bisher eher dadurch ausgezeichnet, daß die Mittheilungen vollständiger waren, als die in jenen Staaten.

Nun hat es den sehr verehrten Deleg. Dr. Herbst Wunder genommen, daß die Depesche vom 28. April, welche gleichwohl schon veröffentlicht worden ist, und zwar, wie ich glaube, in der „Wiener Zeitung“, nicht Aufnahme ins Rothbuch gefunden hat. Nun, die Veröffentlichung dieser Depesche im Rothbuche ist deswegen unterblieben, weil sie schon veröffentlicht war. Es wurden

allerdings Actenstücke ins Rothbuch aufgenommen, die bereits in den Zeitungen erschienen waren, allein das sind solche, die in den Bereich vorliegender politischer Fragen gehören, was bei dieser Depesche nicht der Fall war und schon deshalb war kein Anlaß dazu vorhanden.

Zweitens kam dabei in Betracht, daß eben diese Depesche, was mir sehr zum Vorwurfe gemacht wird, eine eiseithanische Angelegenheit enthielt und also für die ungarische Delegation von gar keinem Interesse sein konnte. Was der Herr Vorredner voraussetzen schien, nämlich, daß wahrscheinlich die Veröffentlichung unterblieben sei, weil die Ansichten sich geändert hätten, so muß ich bemerken, daß, soferne in dieser Depesche meine eigenen Ansichten ausgesprochen worden sind, diese sich gar nicht geändert haben, und daß ich diese Depesche, wie bei der Veröffentlichung ausdrücklich gesagt worden ist, im Einverständnisse mit dem Minister-Präsidenten hinausgegeben habe. Sie wurde aber zu dem Zwecke allein geschrieben, damit — man erinnere sich nur an die damalige Zeit und an alles, was gesprochen und geschrieben wurde — man nicht auswärts Gerüchten über Reaction, Verfassungs-Verletzung, Staatsstreiche und dergl. Glauben schenken möge, und zu diesem Zwecke wurde die Depesche auch an die Gesandtschaften geschickt und später bei der Auflösung der Landtage mit veröffentlicht, um in gleicher Richtung vorzubeugen.

Von den weiteren Ausführungen Sr. Excellenz des Herrn Dr. Herbst will ich die galizische Depesche herausnehmen.

Es war in Folge eines Gespräches des bald darauf verstorbenen Lord Clarendon, welcher — ich glaube, daß ich hier seinem Andenken keinen Eintrag thue, indem ich die Wahrheit sage — Mittheilungen über diese Emser Besprechungen dem Grafen Apponyi gemacht hat und mehr Partei ergriff gegen uns, daß wir gewissermaßen Vorwürfe darüber machte, daß wir hier zu leichtsinnig in unseren Beziehungen zu Galizien gegenüber Rußland und Preußen sein könnten. Nun aber hat Se. Excellenz, der Herr Dr. Herbst, in dieser Depesche wiederholte Anhaltspunkte gefunden, um daraus eine unbedingte Einmischung in die inneren Angelegenheiten zu sehen.

Se. Excellenz hat dabei eines übersehen, daß eben jenes Jahr 1867, auf das man so gerne vergißt, ein Jahr ist, in welchem Vieles zu Stande kam, und daß in diesem Jahre ich eben Minister-Präsident und Leiter der ganzen inneren Politik war. Es ist daher gewiß keine Ueberschreitung meiner gegenwärtigen Befugnisse, wenn ich davon gesprochen habe, was meine Anschauung über Galizien war. Ich konnte es aussprechen, weil ich damals Verhandlungen geführt habe und zu diesen Verhandlungen berufen war. Ich sage aber mehr, und hierin glaube ich, hat der geehrte Vorredner etwas aus dem Gedächtnisse verloren; nicht allein, daß ich im Jahre 1867 als Ministerpräsident über die galizische Sache zu sprechen berufen war, ich bin nicht erst nach dem 27ten Juni, sondern längst vorher in einer Sitzung des Ministeriums gewesen. Es war im Sommer des Jahres 1869, wo ich vom damaligen Ministerium eingeladen wurde, einer Sitzung beizuwohnen, welche bezüglich der Ansprache Galiziens stattfand. Ich erinnere mich genau, die Sitzung fand im Ministerzimmer des Abgeordnetenhauses in Wien statt; das Protokoll wird darüber gewiß Auskunft geben, und ich wurde aufgefordert, meine Meinung zu sagen, die ich dahin abgab, daß ich mich nicht berufen fühle, über das, was zu gestatten sei oder nicht, mich auszusprechen. Daß ich aber bestimmt erklärte, daß Rücksichten auf das Ausland gar nicht maßgebend sein dürfen und ich bereit sei, jede Maßregel und jede Concession nach Augen zu vertreten. Es war das allerdings etwas anderes, als ein Satz, der sich an einer Stelle eines späteren Memorandums findet, wo darauf hingewiesen war, daß man sich vor einer Provocation Rußlands zu hüten habe, indem es den Zusammenhang Galiziens mit Oesterreich beeinträchtigen könnte. Im weiteren Laufe der Depesche habe ich gesprochen, nicht von mir, sondern von dem, was das gegenwärtige Ministerium gethan hat und zu thun gedenkt.

Es hat vor einigen Tagen ein geehrter Redner auf dieser Seite des Hauses (links), unter einigen dankbar von mir anerkannten Worten des Vertrauens für den Minister des Auswärtigen, mich als Gegner auf dem Gebiete der inneren Politik bezeichnet. Ich kann Niemand abhalten, sich für meinen Gegner zu erklären, ich meines Theils bringe Niemandem, der auf dem Boden der Verfassung steht, eine Gegnerschaft entgegen. Den Standpunkt, den ich in dem der Öffentlichkeit

übergebenen und heute wieder erwähnten Schriftstücke, als den mir durch Gewissen, Gefühl und Gehorsam gebotenen bezeichnet habe, den ich nie verlassen, den werde ich nie verlassen, — die Verfassung zu halten und zu hüten, das ist meine Pflicht, ich habe anders nie gedacht, anders nie gehandelt und erwarte Beweise des Gegentheils. — Es mag sein, daß ich in diesem Reiche der Feinde viele habe, aber, und das kann ich mit vollem Bewußtsein dessen was ich sage, aussprechen, in diesem Reiche lebt nicht Einer, der mich zum Feinde hätte.

Wohl habe ich bei meinem Eintritte in's Amt einen Feind vorgefunden, den ich vom Anfang an mit zur Aufgabe gemacht habe, zu verfolgen, mit dem ich ringen werde, so lange ich an dieser Stelle zu stehen die Ehre habe, den bekämpfe ich, weil ich ihn für den größten Feind Oesterreichs halte; das ist der Pessimismus, jene unglückselige Geistesrichtung, die es hier zu einer Vollenkung gebracht hat, wie nirgends anderswo; jener fatalistische Zug, der sich nicht bloß in trübe Anschauungen verliert, sondern sich in ihnen wohl fühlt, dem es ein Bedürfnis ist, sich oder vielmehr den Staat immer mit neuen Verlegenheiten, Schwierigkeiten und Gefahren umgeben zu sehen, den es stört und unangenehm berührt, wenn es einmal in den Wipfeln ruhig wird und die Blätter leiser rauschen.

Es ist ein ebenso betrübendes als trostreiches Wort, das ich nach vielen Erfahrungen aussprechen darf: Im Auslande denkt man von uns besser, als wir selbst von uns denken, und noch mehr würden wir geachtet und angesehen sein, wenn das Ausland von uns selbst andere Schilderungen unserer Zustände hätte.

Meine Herren, ich mache damit der Presse keinen Vorwurf. Man sagt, die Presse mache die öffentliche Meinung; das ist bis zu einem gewissen Grade wahr; andererseits ist es aber nicht minder wahr, daß die Presse gemacht wird durch den Geschmack der Leser und daß die Leitartikel Producte sind, die sich auch nach dem Geschmack der Consumenten richten müssen. (Heiterkeit.)

Ein Artikel, der beruhigend ist, schmeckt nach „officiös“; ein Artikel, der anregend ist, schmeckt nach „unabhängig“ und wird daher goutirt. Wer daraus der Presse einen Vorwurf machen wollte, würde sein, wie der Arzt, der den Koch schilt, daß er seinem Herrn oder seinen Gästen gewürzte oder gepfefferte Speisen bereitet. Er kann nicht anders, der Gaumen verlangt es, wenn er daran gewöhnt ist, und dieser Kitzel, der zum Bedürfnisse geworden ist, ist meiner Ansicht nach ein Ausdruck jenes Pessimismus, jener politischen Blasirtheit, welche Langeweile empfindet, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit wieder aufgeschreckt wird, und da eben das Aufschrecken nicht allein dankbar, sondern auch lohnend ist, wird es eben zur täglichen Gewohnheit. So lange dieser Zustand fortbauern wird, wird Niemand, wer er auch sei, es hier zu einer ruhigen und stetigen Arbeit bringen. Da braucht man nicht erst nach einer unruhigen und unglücklichen Hand zu suchen, die das verschuldet; es heißt dieser Hand zu viel Ehre und sich zu wenig anthun.

Ich halte es daher wirklich für etwas äußerst Wünschenswerthes, daß eben jener Richtung ein Ziel gesetzt werde, und ich glaube, es kann nur dadurch geschehen, daß man endlich die Erkenntniß des eigenen Werthes in diesem Reiche fördert. Wenn man auch sieht, wie man täglich jammert über unsere Zustände, so sollte man doch wenigstens fragen, ob man andere zu beneiden hätte. Sehen wir hinaus über unsere Grenzen, ja! wie gesagt

worden ist, wir gönnen unserem großen Nachbar seine großen Siege, tragen wir deshalb Neid in unserem Herzen? Geht es uns etwa ab, daß wir keine Verlustlisten aufzuweisen, daß wir für unsere Festungen keine Gefangenen, für unsere Spitäler keine Verwundeten haben? Und welches Land ist in Europa, mit welchem der Oesterreicher das seinige vertauschen möchte, wenn diese Frage herantritt? Haben die Segnungen des Friedens nicht reiche Früchte getragen, hat sich der Nationalreichtum nicht vermehrt? Vermehrt er sich nicht noch täglich? Und was hat es denn mit den Klagen über die inneren Zustände, was hat es denn mit den Klagen über die beinträchtigte Verfassung? Meine Herren, ich spreche die vollste Ueberzeugung aus, und wenn sie nicht getheilt wird, kann ich mein Thema führen, die Verfassung hat sich nie stärker gezeigt, als jetzt.

Ich komme nun zum Schlusse meiner Rede. Was soll ich da, meine Herren, Ihnen sagen? Man pflegte da immer an Ihr Vertrauen zu appelliren, ich aber werde sagen: Ich vertraue Ihrer patriotischen Unterstützung; vertrauen Sie, meine Herren, dem guten Sterne Oesterreichs, vertrauen Sie seiner hart und oft schwer geprüften, aber ungeschwächten Kraft, halten Sie fest den Glauben an die Zukunft Oesterreichs, dann wird Sie auch dieser Glaube nicht täuschen.“

### Fürst Gortschakoff und die Pontus-Frage.

Die „Oesterr. Correspondenz“ schreibt: Fürst Gortschakoff hat, wie berichtet, seine neueste Initiative in der orientalischen Politik mit den Worten bezeichnet: „La Russie a du rompre la glace, elle n'a pas voulu briser les vitres.“ Anknüpfend an dieses Motto schreibt uns unser wohlunterrichteter Correspondent in St. Petersburg:

„Wer unsere Verhältnisse etwas näher kennt, war wohl im voraus mit sich darüber einig, daß die erste etwas summarische Inangriffnahme der Pontus-Frage, wie sie in dem Umlaufschreiben unseres Staatskanzlers vom 19. October v. J. hervortrat, sich nach der Hand in ihrer Form modificiren werde. Man muß eben dabei jene Verhältnisse, welche bei uns sehr eigenthümlicher Natur sind, klar ins Auge fassen. Die öffentliche Meinung führt, was man anderwärts vielleicht schwer glauben wird, gerade in dem autokratischen Rußland das große Wort, und da es bisweilen einer Parteilansicht gelingt, für die öffentliche Meinung gehalten zu werden, so reicht dann ihr Einfluß zeitweise selbst in die maßgebenden Kreise hinauf. Hiemit erklären sich zum Theil die oft überraschenden neuen, auch wohl einander entgegengelegten Strömungen, welche in der russischen Politik zeitweise zum Vorschein kommen. Zuletzt gaben aber doch immer zwei Ansichten den Ausschlag, die, wenn auch nicht jederzeit von einem und demselben Punkte ausgehend, in ihrer Richtung und ihren Zielen schließlich zusammentreffen: jene des Kaisers Alexander und die des Fürsten Gortschakoff. Letzterer ist, ungeachtet seiner Jahre, eine rasche, brausende Natur und setzt sich daher im ersten Augenblicke manchmal über die Form hinweg. Aber der maßvolle Ernst des Kaisers greift dann im rechten Momente regulirend ein, und der Staatskanzler besitzt diplomatische Routine genug, um in solchen Fällen, ohne sich zu widersprechen und ohne das Wesen der Sache zu alteriren, nachträglich einen entsprechenden Tenor zu finden und anzuwenden. Man mag mit der Sprache des Fürsten Gortschakoff vielleicht nicht immer einverstanden sein; aber einen Vorzug wird ihr keiner, der den Mann kennt, bestreiten: sie ist ohne

Hintergedanken, und wenn sie aus ersterem Grunde anfangs leicht einen Einwurf hervorruft, so führt sie dafür in letzter Linie auch leicht zu einer Verständigung. Eine solche wird, ich bin es überzeugt, auch in der Pontus-Frage nicht ausbleiben. Allerdings hat es der russische Staatskanzler nicht auf ein leeres Geräusch, nicht auf ein „Zerbrechen von Glasscheiben“ abgesehen; er will vielmehr „das Eis brechen,“ ein unstrittig gründlicheres Vorgehen, das aber schließlich vielleicht weniger Spectakel macht und wobei Rußland nicht bloß sich selbst, sondern auch die anderen Vertragemächte endlich der unfruchtbareren und anstrengenden Aufgabe enthebt, Jahr aus Jahr ein wegen der immer wiederkehrenden möglichen Gefahr eines Eisganges im Pontus auf Posten stehen zu müssen.“

### Kriegschronik.

Die größte Gefahr für die deutschen Waffen auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist nach den letzten Nachrichten beseitigt. General Werder hat mannhaft widerstanden, die Armee Boubalk's ist in vollem Rückzuge. Inzwischen dürfte Manteuffel seine Verbindung mit Werder bewerkstelligt haben, wodurch sich auch das Abdrängen der Franzosen auf Blamont und Pont Roide und ihr Retiriren an die schweizer Grenze erklären würde. Am 10. passirten zum zweiten Corps gehörige Truppen Auxerre, Avallon und Courtenay. Am 12. war Manteuffel in Chatillon-sur-Seine angekommen und hat die von Mezidres kommende 14. Division bei Marac, nordwestlich von Langres, ein Gefecht bestanden.

Der Commandant von Belfort, Oberst Denfort, hat, wie der „Niederrheinische Cour.“ schreibt, den Commandanten des Forts des Barres am Neujahrstage erschiesen lassen. Man hatte Tags vorher einen Brief aufgefunden, der aus dem preussischen Hauptquartier kam, und ersah aus demselben, daß in der Sylvesternacht das Fort des Barres im Einverständnisse mit dessen Commandanten von den Preußen überrumpelt werden sollte. Der Commandant wurde verhaftet und gezwungen, die verabredeten Signale zu geben. Zum Empfang der Preußen wurden aber alle Vorbereitungen getroffen und dieselben, als sie erschienen, mit Kugeln überschüttet und mit starkem Verluste zum Rückzuge gezwungen.

Im officiellen Theil des Pariser Journals vom 10. d. begegnen wir folgender Protestation gegen das Bombardement der Hospitäler:

„Im Namen der Humanität, der Wissenschaft, des Völkerrechts und der internationalen Convention von Genf, welche durch die deutschen Armeen mißachtet werden, protestiren die Aerzte des Hospitals der Kranken Kinder (Enfant Jésus), gegen das Bombardement, welchem dieses Hospital, von fünf Bomben getroffen, in verfloßener Nacht ausgesetzt war.“

Dr. Archambault, Jules Simon, Labric, Henri Roger, Bouchut, Giraldés.“

Der nichtamtliche Theil des „Journal Officiel“ vom 10. bringt ferner folgende Note:

„Nach einer mehr als dreimonatlichen Einschließung hat der Feind das Bombardement unserer Forts am 30. December und sechs Tage darauf das der Stadt begonnen. Ein Hagel von Wurfgeschossen, von denen einige 94 Kilogramm wiegende zum erstenmal in der Geschichte der Belagerungen auftraten, wurde auf den Theil von Paris, welcher sich von den Invaliden bis zum Museum erstreckt, geworfen. Das Feuer dauerte ohne Unterlaß Tag und Nacht mit solcher Heftigkeit fort, daß in der Nacht vom 8. auf den 9. Jänner

## Feuilleton.

Laibach, 21. Jänner.

Nach mehrjähriger Tradition leidet der erste Casinoball, das hervorragendste Ereigniß der Saison, der Ausgangspunkt des Carnevals, in dem stets unbestrittenen Centrum von Jugend und Schönheit, an unausweichlichen Gebrechen, an Leere und Mangel an jener auszeichnenden Halleigenschaft, welche man, vielleicht weil die deutsche Sprache und Gesellschaft in geselliger Beziehung häufig französische Anleihen zu machen genöthigt ist, mit dem Adjectiv „animirt“ zu bezeichnen pflegt. Um das Odium des „ersten“ Casinoballs radical zu verwischen, hat man denselben abgeschafft, der Katharina-Ball ist den dunklen Mächten des Vorurtheils als Opfer gefallen, und da also eigentlich die Casinoballsaison mit dem „zweiten“ Ball beginnt, so sollte man glauben, daß der Zauber gebrochen sei, aber auch der diesmalige Ball vom letzten Mittwoch lieferte das erschreckende statistische Resultat von 17 Paaren, und es ist daher natürlich, daß der Feuilletonist es als seine Pflicht ansehen muß, den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung nachzuforschen, und wenn sie sich schon, wie so vieles Andere zwischen Himmel und Erde, nicht vollkommen aufklären lassen, doch wenigstens einigermaßen plausible Hypothesen aufzustellen. Eine solche glaubt er in dem neuen Institut der Bürgerkränzchen gefunden zu haben, das mit seinen geringeren Ansprüchen an Toilette und Höflichkeit und mit einer größeren Perspective bürgerlicher Einfachheit und Gemüthlichkeit in dem zweiten Jahre seines Be-

stehens bereits so festen Fuß gefaßt hat, daß es, wie man hört, dem Casino bereits einige hervorragende Erscheinungen entführt hat. Diesmal gewinnen die Kränzchen noch an Anziehungskraft durch eine Verlosung von hübschen Gewinngegenständen und eine Tombola, und Allem nach kann man dem auf morgen fallenden ersten Kränzchen einen starken Besuch und viel gemüthliche Unterhaltung prognosticiren. Da ferner das Zustandekommen eines Turnerballs nicht zu bezweifeln ist, der Handlungsballet aber stets den Ruf eines der glänzendsten und gefülltesten behauptet hat, so gestaltet sich die Saison, ganz abgesehen von dem noch in ihrem Schoße schlummernden, vielversprechend. Wenn man einen Blick auf unser Theater wirft, so könnte man sogar schon glauben, sich mitten in den Wogen des Carnevals zu befinden, ein solches Faschingsgesicht zeigt uns das Repertoire der Woche. Operette und Posse, Posse und Operette, bisweilen von einem so anmuthigen Lebensbild, wie Langers „Heddemann“ am verflossenen Donnerstag, unterbrochen, wechseln vergnüglich ab. Eine beabsichtigte Grillparzer-Feier ist todgeschwiegen worden, nicht zum Vortheile des heutigen Laibach, denn, wenn wir in den Annalen unseres Theaters blättern, so finden wir, daß unsere Bühne, an der ein Schikaneder wirkte, an der ein Kunst-Löwe, eine Brünig gastirten, dem classischen Drama sonst nicht so abgeneigt war, wie es heute der Fall zu sein scheint. Grillparzers „Sappho“ z. B. wurde auf der Laibacher Bühne unter Director Weibinger bereits 1819, im ersten Jahre ihres Erscheinens, gegeben; die Saison 1831/1832 wurde von Director Glögg mit der „Ahnfrau“ eröffnet, das classische Drama wie

die classische Oper, Lustspiel wie Posse, alle Genres fanden sonst auf unseren Brettern würdige Repräsentanten und ein dankbares Publicum. Freilich haben sich die Zeiten geändert und wir mit ihnen. Wir sind nicht das alte genügsame Publicum, das treu an den classischen Meistern seiner Zeit hing, das noch keinen durch Reizen verwöhnten Geschmack ins Schauspielhaus mitbrachte, das weniger auf das Beiwerk der Ausstattung, als auf lebenswarme künstlerische Darstellung sah, wir sind Kinder einer frivolen materialistischen Zeit, die tiefere Erregung nicht liebt, sondern gern auf der Oberfläche schwimmt, sich gern das Ohr durch einschmeichelnde Melodien kitzeln und das Auge durch plastische Reize bestechen läßt. Wir sind in der Periode des Verfalls der deutschen Schaubühne angelangt, an welchen uns diesmal lebhafter als je der auf morgen fallende Gedenktag, der Geburtstag unseres Lessing (22. Jänner 1729) mahnt, des Mannes, der die deutsche Bühne aus tiefem Verfall neu erschuf, indem er nicht nur als Dramaturg feste Bahnen vorzeichnete, sondern auch um das Sprichwort zu entkräften: „Tadeln ist leichter als besser machen,“ vier Musterdramen schrieb. Ein neuer Lessing thäte uns noth, der die neuen Dichtungsarten unserer Bühne, das Volksstück (Posse) und das Zeitgemälde (das Tendenzstück) in ihrer Reinheit und sittlichen Wirkung mustergiltig zu schaffen und den Augiasstall der „Volksdichter“ zu reinigen verstände. Wie wir hören, beabsichtigt unser Theaterleitung das Andenken Lessings zu ehren, indem sie für Montag seine „Emilia Galotti“ zur Aufführung vorbereitet. Das Stück wurde, nebenbei gesagt, 1772 vollendet, ist also fast 100 Jahre alt, und noch ist es

der zwischen Saint-Sulpice und dem Odéon gelegene Stadttheil einen Bombenfall während der Dauer zweier Minuten zählte.

Alles wurde erreicht: unsere von Verwundeten gefüllten Spitäler, unsere Ambulanzen, unsere Schulen, die Museen und Bibliotheken, die Kirche von Saint-Sulpice, die von der Sorbonne und die vom Val-de-Grâce, eine gewisse Anzahl Privathäuser. Frauen sind in der Straße, andere in ihren Betten getödtet worden; Kinder sind von den Kugeln in den Armen ihrer Mütter erreicht worden. Eine Schule der Straße Vaugirard hat vier getödtete und fünf verwundete Kinder durch dasselbe Wurfgeschloß gehabt. Das Museum vom Luxemburg, welches Meisterwerke der modernen Kunst enthält, und der Garten, in welchem sich eine Ambulanz befand, welche in der Eile geräumt werden mußte, haben in der Zeit von einer Stunde mehr als zwanzig Bomben gesehen.

Die berühmten Treibhäuser des Museums, welche nicht ihresgleichen haben, sind vollständig zerstört. Im Val-de-Grâce sind in der Nacht zwei Verwundete, unter denen ein Nationalgardist, in ihren Betten getödtet worden. Dieses Hospital, auf mehrere Meilen durch die weltbekannte Kuppel erkenntlich, trägt die Spuren des Bombardements in seinen Höfen, in seinen Krankensälen und an seiner Kirche, deren Sims weggesprengt wurde. Keine Ankündigung ist diesem wüthenden Angriffe vorausgegangen. Paris sah sich plötzlich in ein Schlachtfeld umgeändert, und wir erklären mit Stolz, daß die Frauen sich ebenso muthig wie die Bürger gezeigt haben. Alle waren von Zorn erfüllt, niemand hat Furcht gezeigt. Das sind die Thaten der preussischen Armee und des in ihrer Mitte sich befindenden Königs. Die Regierung constatirt dies für Frankreich, Europa und die Geschichte.

Der „Allgemeinen Zeitung“ zufolge werden täglich 1800 bis 2000 Schüsse gegen Paris abgefeuert. In der Nacht vom 10. zum 11. sollen 40 Pariser Häuser in Brand gesteckt worden sein. Das Dorf Issy bildet einen Trümmerhaufen.

Vom 15. datirte Telegramme aus Luxemburg melden, daß die Festung Longwy seit Samstag bombardirt wird. Am Freitag war es noch den Frauen und Kindern gestattet, dieselbe zu verlassen. Unweit Longwy, bei Herferange, hat am 14. ein Infanterie- und Artillerie-Gefecht stattgefunden.

Die neuesten brieflichen Mittheilungen aus Versailles datiren vom 14. Jänner. Es heißt darin: Die vergangene Nacht wüthete das Bombardement wiederum auf das heftigste, während es heute auffallend ruhig ist; wahrscheinlich verhindert der stark lagernde Rebel unsere Artillerie an den weiteren Operationen für heute. Während die Südforts gestern fast gar nicht mehr in die Action eingriffen, feuerte der Mont Valerien fast die ganze Nacht hindurch auf die an der Laterne bei St. Cloud postirte Batterie, welche schon am Tage 2 Officiere und 21 Mann eingebüßt hatte; trotz des exponirten Postens hat die Batterie im Allgemeinen wenig gelitten. Fort Issy ist zum Schweigen verurtheilt, da seit vorgestern Abend auch das Innere des Forts zu brennen angefangen hat, nachdem die Casernements fast völlig in Asche gelegt sind. Wie verlautet, soll die Besatzung der Forts Issy, Vanvres und Montrouge theilweise die Forts geräumt und ihre Positionen bei der Enceinte eingenommen haben. Die bayerische Artillerie fährt fort, mit Erfolg die Enceinte, bei welcher

es zu lebhaften Kämpfen noch kommen dürfte, zu beschließen. Die Aufgabe der Pioniere wird es nun sein, behutsam vorzugehen und die Forts genau zu untersuchen, ob dieselben an einigen Stellen unterminirt sind, was sehr stark befürchtet wird. Die Pioniere müssen der Infanterie eine freie Gasse ebnen, damit dieselbe mit Erfolg und ohne größere Verluste die Forts nehmen kann. In einigen maßgebenden Kreisen steht die Ansicht fest, daß die Pariser Besatzung einen großen Ausfall an allen Punkten unternehmen wird und diese Tage zur Sammlung und Ruhe benützt, um genügend vorbereitet zum Werke zu schreiten.

Obgleich die französischen Generale wissen, daß dieser beabsichtigte Massenausfall nur das Unglück bedeutend vermehren würde, so sind sie doch diesen vielleicht letzten entscheidenden Schritt der öffentlichen Meinung schuldig. Daß die besitzende Classe in Paris, die freilich in einer großen Minderheit in der Hauptstadt verweilt, für baldigen Frieden plaidirt, geht aus mehreren Briefen und Documenten hervor. In einem Ballonbrief heißt es unter Anderem: „Die Stadt ist sehr ruhig, was sich sehr leicht erklären läßt, die ganze Bevölkerung ist bis an die Kehle gefüllt (est gorgée) mit Lebensmitteln und Geld, sie ist von dem Mithras bölig befreit. Das ist alles, was sie verlangt. Die christlichen Leute verlangen nach Frieden und sind die größten Gegner der Emeuten; sie warten auf einen Erretter.“ So lange die große Masse in Paris noch zu essen hat und ihren täglichen Sold wie die Nationalgarde, 3 Francs pro Tag, erhält, liegt es im Interesse dieser Elemente, die nie bessere Zeit gesehen haben, zum Widerstande hinzudrängen.

Die Festung Rocroy wurde am 6. Jänner von den deutschen Truppen genommen. Die Geschichte des Handstreichs ist ein kleiner Roman. In der „Wei. Ztg.“ wird sie — abweichend von der französischen Darstellung — folgendermaßen erzählt:

In der Nacht zum 5. Jänner brachen 5 Bataillone des 74. und 77. Regiments, zwei Schwadronen vom Husarenregiment Nr. 15, zwei sechspündige und vier vierpündige Batterien und eine Pionniercompagnie — alles hannoversche Truppen, der 14. Division angehörig — von Charleville auf. Um 9 Uhr traf man vor Rocroy ein. Der Platz wurde umzingelt, die Geschütze in Position gebracht, und, nachdem ein hineingesandter Parlamentär abgewiesen worden war, um Mittag das Feuer eröffnet. Leider stand ein dichter Nebel, der die Festung vollkommen verhüllte, einer erfolgreichen Beschießung im Wege; er verhütete aber auch, daß das Feuer der feindlichen Artillerie, die von unseren Batterien nichts sehen konnte, irgendwelchen Schaden anrichtete. Trotzdem, daß man so von beiden Seiten in das Blaue hinein feuern mußte, gelang es unserer Artillerie doch, durch glückliche Treffer einzelne Häuser in Brand zu schießen. Nach eingebrachter Dunkelheit wurde die Beschießung eingestellt und die Truppen erhielten den Befehl zum Rückmarsch nach Metziers. Inzwischen sollte noch ein Versuch gemacht werden, dem Commandanten die bösen Folgen einer fortgesetzten Vertheidigung für die Stadt recht eindringlich an das Herz zu legen. Der hineingesandte Parlamentär fand die Stimmung nicht ungünstig. Mehrere Feuersbrünste waren ausgebrochen, die tapfern Mobilgarden, welche die Besatzung bildeten, zum großen Theil fortgelaufen, und so entschloß sich der Commandant trotz der heroischen Proteste des anwesenden Unterpräfecten zur Uebergabe — ein Entschluß, für den ihm die Einwohner sehr dankbar sein können, denn eine Wiederholung des Bombardements hätte

unverdorbenen Herzen sprechende Idee des Stückes zur bloßen Abstraction. Odoardo ist ja kein bloßer Theaterheld, er steht sein Kind unrettbar in die fürstlichen Netze verstrickt und weiß keinen andern Ausweg, es ihnen zu entreißen, aber er kehrt den Doldh dann nicht gegen seine eigene Brust, nachdem er sein Theuerstes geopfert, sondern er überliefert sich selbst der strafenden Gerechtigkeit. Die Darstellung dieses Dramas war immer selbst bei den besten Kräften eine besonders schwierige. Wir wünschen zur Ehre der deutschen Kunst, daß sie gelingen möge. Möge Odoardo nicht zu viel Federn von seinem Hut reißen, eine typisch gewordene Affectäußerung dieses bürgerlichen Helden, welche nach Deorient in steigender Progression zugenommen hat, so daß es zuletzt an der Stelle, wo Odoardo stand, oft ausfah, als ob eine Henne gerupft worden wäre. Möge Fr. Groß, unsere schon so lange unsichtbare Zukunftstragödin, uns mit aller Kraft ihres Pathos das düstere Nachbild der Emilia entrollen, welche, wie Börne sagt, zuerst unter dem Nonnenschleier des Grabes, dann als geschmücktes Schlachtopfer erscheint, ohne Kraftäußerung, ohne Helle, leise und düster, gleich einer sinkenden Lampe, welche nur einmal in scheinbarer Heiterkeit aufblüht, als ihr Appiani vom Hochzeitskleid erzählt. Auch für die übrigen Personen des Dramas fehlen die befähigten Darsteller nicht und so müßten wir wirklich dem äußersten Pessimismus verfallen, wenn wir auch diesmal die Aussicht auf Einen, an eine bessere Regung des menschlichen Herzens appellirenden Abend durch die, wie uns eine glaubwürdige Autorität, der Herr Obmann des Theatercomité's versichert, so mächtigen „Verhältnisse“ der Laibacher Bühne verlieren sollten.

ohne Zweifel die ganze Stadt zerstört, ohne daß bei der Schwäche und Demoralisation der Besatzung irgend ein Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Aber nun entstand eine unvorhergesehene Verlegenheit. Der Commandant, der von dem Abzug der Belagerer nichts wußte, verlangte nämlich, um seine eigenen Leute im Zaume zu halten, die sofortige Besetzung durch deutschen Truppen; diese waren aber schon sämmtlich auf dem Wege nach Charleville. Was thun? Glücklicherweise befanden sich sieben preussische Soldaten als Kriegsgefangene in der Festung, außerdem ein Kaufmann aus Sedan, den man seiner deutschen Abkunft wegen als Spion oder doch wenigstens als gefährliches Subject seit Monaten eingesperrt hielt. Der Parlamentär erlaubte sich den Vorschlag, diese Gefangenen herauszulassen, mit Waffen zu versehen und ihnen so lange die Bewachung der Thore zu übergeben, bis er draußen die Meldung gemacht habe. Der Einfall klingt scherzhaft; aber es ist ein Glück, daß selbst in diesem gräßlichen Krieg bis aufs Messer der Humor mitunter zu seinem Recht kommt. Kurz, der Commandant geht darauf ein, und so sehen sich die acht Gefangenen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung plötzlich in eine Kriegsbesatzung der eroberten Festung verwandelt. Dem Sedaner Kaufmann besonders muß in dieser neuen Rolle seltsam zu Muth gewesen sein; aber auch er schultert seinen Chassepot und steht mit den sieben preussischen Kriegern fest und treu als Wacht am Thor, bis die Ablösung herankam. Ein würdiges Seitenstück zu den historischen fünf Uhlanen! Lange hatten die acht Männer übrigens nicht zu schilbern, da der Nachtrab unserer Truppen bald eingeholt und zurückbeordert war. So wurde Rocroy erobert. Der Handstreich war über Erwarten gelungen. Es fanden sich mehr als 70 Geschütze, mehrere hundert Kriegsgefangene, sowie große Mengen von Munition und Proviant in der Festung vor. Die Reihe kommt nun zunächst an Sivet.

## Tagesneuigkeiten.

— Se. Majestät der Kaiser werden am 26. d. M. in Wien erwartet.

— (Volksschulgesetz.) Mit Ministerialerlaß vom 24. December 1870 sind an den k. k. Landeslehrer in Vorarlberg umfassende Weisungen wegen rascher Durchführung der neuen Landesvolkschulgesetze ergangen, aus denen folgende hervorzuheben: Eine materielle Staatsbeihilfe zur Durchführung dieser Gesetze außer derjenigen, welche gesetzlich zu dem Normalschulfonds geleistet wird, ist selbst unter dem Titel eines Vorschusses durchaus unzulässig. Das neue System hat nämlich die Erhaltung und die Errichtung der nothwendigen Volksschulen in letzter Linie auf die Mittel der einzelnen Länder gewiesen und es ist Aufgabe der Landeslehrerbehörden, in strengem Festhalten an diesem System die Schulreform durchzuführen. Soweit die neuen Schulgesetze die Mitwirkung des Landesauschusses zu ihrer Ausführung vorschreiben, muß dieselbe von der Landeslehrbehörde in Anspruch genommen werden; die allfällige Verweigerung dieser Mitwirkung kann aber unter keinen Umständen die Ausführung der Gesetze hemmen, sondern selbstverständlich nur der Landeslehrbehörde die volle Berechtigung verleihen, in der Sache selbständig vorzugehen, weil auch sie zunächst für die genaue Ausführung der Schulgesetze verantwortlich ist. Wenn daher der Vorarlberger Landesauschuß die vorgeschriebene angesprochene Mitwirkung nicht gewähren und hienach auf das ihm gesetzlich zugestandene Mitwirkungsrecht implicite verzichten würde, so wäre im selbständigen Vorgehen zu allen noch nothigen Vorerhebungen durch die Bezirkslehrer und sofort mit aller Energie zur Lösung der gesetzlichen Aufgaben zu schreiten. Auf diesem Wege sind die Verhandlungen wegen Errichtung neuer Schulen und Schulclassen, wegen der directivmäßigen Einrichtung der Volksschulen, wegen der Errichtung der durch das Gesetz vorgeschriebenen Bürger-schulen einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Vorauszugehen hat die Revision der bestehenden Eintheilung der Schulsprenzel, welche gesetzlich den Bezirkslehrern obliegt. Der Schulbesuch ist nach Vorschrift des bezüglichen Gesetzes und der Schul- und Unterrichtsordnung an allen Schulen zu regeln. Ohne allen Ausschub ist aber die Constatirung der bisherigen Einkünfte jeder Lehrstelle und die Eintheilung der Lehrstellen in die durch das Gesetz bestimmten Gehaltsclassen, sonach durch die Feststellung der nothwendigen Gehaltsergänzungen vorzunehmen. Darauf hin sind diejenigen Lehrer, welche den Anspruch auf die neuen Gehalte, resp. Dienstalterszulagen gesetzlich bereits erworben haben, in die ihnen gebührenden Bezüge, vom gesetzlichen Zeitpunkt anfangend, einzusetzen. Hierbei ist grundsätzlich daran festzuhalten, daß die Bezahlung der regulirten Gehalte gesetzlich den eingeschulden Gemeinden obliegt, denen es auch allein zukommt, um die unter Umständen gesetzlich vorgesehene Beihilfe aus Landesmitteln sich an den Landesauschuß zu wenden. Von den gesetzlichen Zwangsmitteln zur Einbringung der neuen so wie der alten Gehalte, in welchen letzteren die nicht überprüften, resp. nicht dispensirten Lehrer zu bleiben haben, ist nach Erforderniß energischer Gebrauch zu machen.

— (Der letzte Verlichingen.) Der letzte directe Sprosse des „Göß von Verlichingen mit der eisernen Hand“, Freiherr Josef v. Verlichingen, ist, wie man aus Schwaben schreibt, vor Paris gefallen. Er befand sich in der württembergischen Armee.

ein Repertoirestück der besten Bühnen. Von wie vielen Stücken unserer heutigen großen Dramendichter wird man das nach 100 Jahren wohl sagen können? In Laibach eröffnete die „Emilia Galotti“ die Saison Schantrock 7. October 1802. Zwei Jahre darauf wurde auch die „Minna v. Barnhelm“ gegeben. Lessing hatte bekanntlich anfänglich die Idee, die Geschichte der römischen Virginia zu einem Trauerspiel zu verarbeiten. Dieses tragische Ereigniß fällt in die Zeit, wo zehn Männer vom Adel, die Decemviren, Rom tyrannisch beherrschten und einer derselben, Appius Claudius, sich die Tochter eines Bürgers Virginius zum Opfer seiner Lust auserkoren hatte. Er ließ sie durch eines seiner Werkzeuge als Sclavin reclamiren und sprach sie in öffentlicher Gerichtsung dem Kläger zu. Der verzweifelnde Vater stieß der Tochter den Stahl in die Brust, um sie vor der Schande zu retten und gab damit das Signal zu einer Staatsumwälzung, welche die Willkürherrschaft der Zehnänner stürzte. Lessing, der die Bühne auf den natürlichsten, echt menschlichen Grundlagen wieder aufrichten wollte, ging von dem römischen weittragenden Stoffe ab, er ließ den großen Hintergrund der Familientragedie, die Staatsumwälzung fallen und setzte an ihre Stelle das alleinige Gefühl des Vaters für die Ehre der Tochter. Er übertrug das Stück in die bürgerliche Sphäre; nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbnis fähig hält, ermordet hier ein Vater seine Tochter, sondern wie ein scharfsinniger Kritiker sagt, um ihre anatomische Unschuld zu retten. In dieser seiner Kritik ist übrigens Börne ganz Deutscher, oder zu sehr Deutscher, wie man will. Mit seiner Grübelelei verflüchtigt er die so natürliche, zu jedem

